



Was ist Armut? Darüber muss Hans-Peter Ment nicht lange nachdenken. „Armut ist, wenn keine Hoffnung mehr bleibt.“ Ob er noch Hoffnung hat? Kurzes Schweigen. „Mal ja, mal nein“, antwortet der 82-jährige. Da sitzt er, wie so oft, an seiner alten Bushaltestelle am Lambertiplatz und wartet auf den Tag, an dem die Butterblumen wieder blühen.

Foto: phs

Die Butterblumen, wo sind sie nur?

Leben am Minimum:
Nach dem Brand im
Heiligengeiststift sind
die gelben Blüten oft
der einzige Lichtblick
für Hans-Peter Ment

VON ANNA PETERSEN

Lüneburg. Es gab Zeiten, da war jede Butterblume am Wegesrand für Hans-Peter Ment wie ein wärmerer Sonnenstrahl in der anhaltenden Finsternis. „Ich war so erschöpft, ich musste nur noch zu den gelben Blüten schauen, weil ich sonst keinen Lichtblick mehr sehen konnte“, erinnert sich der Lüneburger. Da sitzt er an der Bushaltestelle am Lambertiplatz – nicht weit entfernt von jenem Ort, wo endlich alles gut werden sollte und schließlich alles zerbrach. Viele Leute, lauter Erinnerungen, keine Blumen.

Es geschah an seinem 80. Geburtstag: „Ich war gerade dabei, die Kaffeetafel zu decken, als auf einmal eine Frau in den Saal stürmte. Sie rief nur: Raus, raus, raus!“ Ment schluckt. Er wollte seinen Geburtstag feiern, stattdessen verlor er an jenem Apriltag vor zwei Jahren sein Zuhause und seinen Frohsinn an die Flammen, die im Dachstuhl des Heiligengeiststifts loderten. Raus, raus, raus! Raus aus dem stabilen Leben, rein in die Armut.

Die Butterblume steht für Wohlstand

Die Butterblume steht für Wohlstand wie die Rose für die Liebe. Die Butterblumen, ja, wo sind sie nur? Verblüht, verwelkt, verschwunden. Selten war Ment so weit weg vom Wohlstand wie an diesem Septembermorgen. Alles verbrannt, verkohlt, verloren. Der Monat neigt sich dem Ende, das Konto ist leer. Verlegen streicht er mit den Händen über seine beige Stoffhose. „Ich würde mir gern eine zweite Hose kaufen, aber das kann ich mir nicht leisten.“ Er würde auch

gern mal wieder nach Hamburg, Seminare besuchen. Oder eine Zeitung abonnieren. Aber mit knapp 1000 Euro Rente, wie soll das gehen?

Es ging, als Ment noch im Dachgeschoss des Heiligengeiststifts lebte – zu einer moderaten Miete. Ein Glückstreffer, nachdem er das Glück so oft schon verfehlt hatte. Angefangen in den späten 40ern: Nachkriegsjahre. Ein Vater, der in Kriegsgefangenschaft war, eine Kindheit zwischen Prügel und Verzicht. Dann im Berufsleben: Alkohol. Vom Versuch, die traumatischen Erinnerungen zu betäuben, blieb letztlich eine Sucht. Schließlich die Sache mit der Liebe: Margret. Die erst kam, als Ment schon fast 80 war und alsbald als sehnsuchtsvolle Lyrik in seinem No-

„Ich war gerade dabei, die Kaffeetafel zu decken, als auf einmal eine Frau in den Saal stürmte. Sie rief nur: Raus, raus, raus!“

tizblock überdauerte: „Du blühest in Deiner Schönheit vor Dich hin! In Deinem Traum. Und siehst mich kaum.“ Diagnose: Demenz. Oder wie Ment sagt: „Mein spätes Glück im Unglück.“

Um es mit der Sprache der Blumen auszudrücken: Ments Weg führte wahrlich nicht über Rosen. Stattdessen wucherte die Vergangenheit wie Unkraut in seinem Leben. Als junger Mann

zog er vom Dorf in die Stadt, um mit einer Lehre zum Fernmelde-techniker die Beamtenlaufbahn bis nach ganz oben zu beschreiten. „Ich wollte Selbstwert durch Leistung gewinnen“, sagt Ment rückblickend. „Ich dachte: Wenn ich mich jetzt aufrichte und einen Status erlange, dann geht es mir besser. Dann bin ich nicht irgendeiner von der Straße.“

In den 60ern leistete er Entwicklungshilfe in Afghanistan, legte dafür seinen Beamtenstatus nieder – ein Akt der Rebellion, der in einem späten Studium der Sozialpädagogik mündete. „Alles unter Suchtbedingungen“, erklärt Ment. Der Alkohol wurde mehr und mehr zu seinem verhängnisvollen Begleiter – bis ihm eines Tages die ebenso bittere wie rettende Erkenntnis kam: „Ich kann nicht anderen helfen, wenn ich selbst Probleme habe.“

Überleben: ja. Leben: nein

Es folgten ein Entzug und ein Jobangebot in Lüneburg. Zwei Jahre lang half Ment beim Aufbau einer Holzwerkstatt für psychisch erkrankte Menschen, unterstützte später Arbeitslose beim Wiedereinstieg ins Berufsleben – und dann... Ment unterbricht kurz, kramt ziellos in seiner orangenen Einkaufstasche: „Dann war ich mit meinen Kräften am Ende.“ Frührente. Wenn nicht die günstigen 34 Quadratmeter im Heiligengeiststift gewesen wären, er hätte nicht weiter in Lüneburg leben können, ist sich der Senior sicher. Überleben: ja. Leben: nein.

Er hat jetzt eine neue Wohnung, doch die ist viermal so teuer. Die frisst ihn finanziell auf. Darum besucht Ment nun zweimal die Woche die Tafel, um über die Runden zu kommen. Darum hat er nur eine Hose und ein Paar ordentliche Schuhe. „Das Schlimmste ist dabei das ständige schlechte Gewissen“, sagt er. Wenn er sich mal etwas fürs Herz gönnen will – eine Zeitschrift oder einen Kaffee in der Stadt zum Beispiel.

Dazu die immer wiederkeh-

„Ich habe doch nichts verbraucht und mich bemüht, ein anständiges Leben zu führen.“

rende Frage nach dem Warum. „Warum muss ich zur Tafel rennen und mit der Diakonie meine Finanzen ordnen“, fragt sich Ment. „Ich habe doch nichts verbraucht und mich bemüht, ein anständiges Leben zu führen.“ Das sind diese Momente, in denen selbst die schönste Butterblume den Trübsinn nicht vertreiben kann.

Was ist Armut? Darüber muss Ment nicht lange nachdenken. „Armut ist, wenn keine Hoffnung mehr bleibt.“ Ob er noch Hoffnung hat? Kurzes Schweigen. „Mal ja, mal nein“, antwortet der 82-Jährige.

Er ist seit 40 Jahren weg vom Alkohol. Er hat mit über 70 eine Frau gefunden. Er hat noch nicht aufgegeben. „Ich hoffe, dass ich nächsten Sommer wieder in meine Wohnung im Heiligengeiststift ziehen kann“, sagt er. „Aber wer weiß schon, was dann ist?“ Mit Mitte 80... Ment seufzt. Bis dahin sitzt er hin und wieder einfach dort, an seiner alten Bushaltestelle, und wartet auf den Tag, an dem die Butterblumen wieder blühen.



ZUM PROJEKT „LIEBLINGSORT“

Armut hat viele Gesichter

Was bedeutet Armut? Dieser Frage geht die LZ in dieser Woche nach. In Zusammenarbeit mit dem Verein Lebensraum Diakonie veröffentlichen wir bis zum Welttag zur Überwindung der Armut am Sonntag, 17. Oktober, sechs Porträts von Menschen aus Lüneburg, die am Existenzminimum leben. LZ-Re-

porterin Anna Petersen und Fotograf Philipp Schulze haben sie an ihren Lieblingsorten getroffen. Die Fotos, die dabei entstanden sind, werden im Anschluss auch im Rahmen einer Ausstellung zu sehen sein. Ort und Zeitpunkt werden noch bekanntgegeben.